

# Robert Walser als Mensch und Dichter

Autor(en): **Seelig, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **84 (1956)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-280540>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Robert Walser als Mensch und Dichter

Von Carl Seelig

Im Roman «Geschwister Tanner», dessen Hauptfiguren der Dichter und seine ältere Schwester Lisa sind, bemerkt der träumerische Spaziergänger Simon zu einem Krankenwärter, den er an einem Sonntag in den Quaianlagen kennengelernt hat: «Ich will keine Kränze auf mein Grab bekommen. Mein Ende ist mir gleichgültig». Aus diesen zwei Sätzen darf man nicht schließen, daß Robert Walser ungern gelebt hat. Im Gegenteil: er klammerte sich an das Leben auch in den beiden Anstalten, in denen er das letzte Drittel seines Daseins verbracht hat, und als ihm einmal die Frage gestellt wurde, ob er sich wegen eines Bescheidens einem operativen Eingriff unterziehen wolle, hat er sie brüsk verneint, aus Angst, der Eingriff könnte tödlich verlaufen. Mit dem zarten Sensorium des Künstlers hat er geahnt, daß er einmal im Winter sterben werde. Schneien und Schneelandschaften waren ihm besonders lieb. Immer wieder hat er sie in duftigen Varianten beschrieben. So auch im Roman «Der Gehülfe», in dem der junge, in einem Zürichseedorf angestellte Bürolist Joseph, in dem er sich wie in «Simon» selber porträtiert hat, an einem Weihnachtsabend bergwärts wandert und seine Augen an den reifüberzogenen Bäumen und am feurigen Himmelblau berauscht, das die nebelgrauen Schleier durchsticht. An einem solchen Weihnachtstag, am 25. Dezember 1956, ist Robert Walser im Alter von nahezu neunundsiebzig Jahren während eines Nachmittagsspazierganges an einem Herzschlag gestorben. Von der Heil- und Pflegeanstalt in Herisau, wo er seit anfangs 1933 dauernd interniert war — vorher verbrachte er vier Jahre in der bernischen Anstalt Waldau — stieg er in seiner charakteristischen, leicht nach vorn gebückten Haltung gegen den Rosenberg hinauf, wo eine ihn oft entzückende Ruine steht. Aus dem Tannenwald tretend, wollte er sich über eine kleine Mulde vom linken Hügel zum rechten Hügel begeben, als das Herz plötzlich aussetzte und er, umsinkend, ohne Totenkampf im Schneefeld starb. Den Kopf leicht zur Seite geneigt, stand der Mund weit offen, als wolle er noch zum letzten Mal die klare Winterluft tief einsaugen. In dieser Stellung fanden ihn zwei Bauernbuben, die auf ihren Schneebrettern herbeifuhren. Am Morgen des 29. Dezember wurde dann der Dichter auf dem Friedhof von Herisau so still und unauffällig beerdigt, wie er es sich gewünscht hatte. Keine offiziellen Kränze und

keine offiziellen Reden; auch keine feierlichen Delegationen und neugierigen Menschenmassen, aber tief empfundene Abdankungsworte von Pfarrer Kurt Hänny und ein freundschaftlicher Nachruf vom Verfasser dieser Zeilen, der das Glück hatte, Robert Walser als amtlich bestellter Vormund und als Freund auf unzähligen Wanderungen durch die Ostschweiz begleiten zu dürfen.

Soviel ich weiß, hat Robert Walser vor seiner Internierung in Herisau das Appenzellerland kaum gekannt, obwohl es doch sein Heimatboden war. Es gibt auch keine dichterische Arbeit von ihm, die sich darauf bezieht, einzig in einer autobiographischen Skizze die trockene Bemerkung: «Ich wurde den 15. April 1878 in Biel, Kanton Bern, als das Kind eines appenzellischen Handelsmannes und einer Emmentalerin geboren. Geschwister waren wir acht». Soweit die Linie der väterlichen Vorfahren überblickbar ist, führt sie nach Teufen zurück, wo der 1625 in Trogen geborene Pfarrer Johann Conrad Walser, der Vater von zehn Kindern war, sechsunddreißig Jahre lang sein Amt ausgeübt hat. Während Robert und seine Geschwister keine Nachkommen hinterlassen, so daß die Linie mit ihnen ausstirbt, waren die früheren Generationen sehr fruchtbar. Der als Arzt tätig gewesene, vermögliche Urgroßvater, Dr. Hans Jakob Walser (1770—1849), besaß vierzehn Kinder, sein Sohn, Johann Ulrich Walser (1798—1866), fünf Töchter und acht Söhne, unter denen Adolf der Vater des Dichters ist. Dieser Johann Ulrich gehört zu den hitzigsten und witzigsten Köpfen der außerrhodischen Geistesgeschichte. Von 1817 bis 1833 amtierte er als Pfarrer in Grub, worauf er von 1833 bis 1848 in Liestal das Pfarramt versah. Aber die Seelsorge genügte seinem feurigen Temperament nicht. Zuerst im «Freien Baselbieter», dann im «Unerschrockenen Rauracher» und von 1837 bis 1853 im «Baselandschaftlichen Volksblatt» setzte er sich als Besitzer einer eigenen Druckerei mit Löwenmut für die Freiheit der Presse und für die Fortschrittsideale der liberalen Partei ein. An der Seite von Gottfried Keller, der Professoren Wilhelm und Ludwig Snell, dem Vater des Bundesrates Frey und anderer Gesinnungsgenossen machte er die Vorpostenkämpfe für die Bundesverfassung mit und nahm als schneidend-scharfer Polemiker den Teufel auf die Hörner, wo immer er ihn zu sehen glaubte. Er starb 1866 in Basel. Weniger fest läßt sich das Charakterbild von Robert Walsers Vater umreißen. Von Beruf Buchbinder, hat er nach seiner 1868 erfolgten Verheiratung in Biel ein kleines Papeterie- und Spielwarengeschäft eröffnet, das er nach dem frühzeitigen Tod seiner Frau wieder eingehen ließ, um sich dem Öl- und Weinhandel zu widmen. Im Gegensatz zum ernsten und herrischen, den Künsten feinsinnig zugetanen Wesen seiner Frau besaß er ein lebensfrohes, gutmütig-joviales Naturell. Von

beiden Elternteilen haben die Kinder den Sinn für rechtliches Denken und eine fast krankhafte Empfindlichkeit geerbt. In Roberts Lieblingsschwester Lisa findet man sie besonders harmonisch ausgeprägt. Nach dem Tod ihrer Mutter übernahm sie opferbereit alle Haushaltssorgen und ist für die von viel Tragik heimgesuchte Familie zum Zentrum des Trostes und der Zusammengehörigkeit geworden. Nach den ersten Primarlehrerinnenstellen in Winigen und Täuffelen nahm sie in Livorno für sieben Jahre einen Erzieherinnenposten an, um hierauf von 1912 bis 1940 ihre pädagogischen Fähigkeiten in der Anstalt Bellelay auszuüben und nach vierjährigem Ruhestand in Bern so selbstlos-still zu sterben, wie sie für Andere gelebt hat.

In ihrem Bruder Robert hat nach dessen eigener Aussage von jeher «eine sonderbare Energie gelebt, das Leben von Grund auf kennen zu lernen, eine unbezwingliche Lust, Menschen und Dinge zu streicheln, daß sie sich mir offenbaren». Dieser Erkenntnistrieb ist in Verbindung mit dem Willen, sich künstlerischen Aufgaben trotz dem drohenden Rattenschwanz von Entbehrungen, materiellen Sorgen und Vereinsamung mit ganzer Hingabe zu widmen, der Grund zu zahllosen Berufs- und Stellenwechseln gewesen. Nach der dreijährigen Banklehre in Biel hat es Robert Walser nirgendwo lange in festen Bindungen ausgehalten. Sowohl im eigenen Vaterland als auch in der Fremde hat er ein möglichst unauffälliges Poeten- und Bohèmeleben geführt, zu dessen Ermöglichung er jeweils auf einige Wochen oder Monate zum «kanzleieln» oder zum «handelskorrespondenzeln» gezwungen war. Vor seiner Internierung hat er sich in der Schweiz am ausgiebigsten in Biel (etwa 22 Jahre lang), in Zürich (vier oder fünf Jahre) und in Bern (acht Jahre) aufgehalten, mit Zwischenstationen in Basel, Thun, Solothurn, Winterthur und Wädenswil — am längsten aber in Herisau, wo er die letzten dreiundzwanzig Jahre seines Lebens verbracht hat. Vom Ausland lernte er nur Deutschland kennen, wo er von 1895 bis 1896 in Stuttgart Angestellter eines Verlags war. Nach der Jahrhundertwende verbrachte er sodann einige Wochen in München und sieben Jahre in Berlin, das dem widerborstigen Schweizer die erstaunlichsten Triumphe bereitet hat, indem es ihm den Eingang zu den exklusivsten Gesellschaften, Zeitungen, Verlegern und Künstlerkreisen verschaffte. Dadurch ermutigt, hat er dort neben einer großen Zahl seiner farbigsten Kurzprosastücke die drei Romane «Geschwister Tanner» (1907), «Der Gehülfe» (1908) und «Jakob von Gunten» (1909) geschrieben. Der vierte, anfangs der Zwanzigerjahre beendigte Roman «Theodor» scheint leider bei einem Verlag verlorengegangen zu sein. Wenn Robert Walser in der so anspruchsvollen Weltstadt Berlin verhältnismäßig rasch zu äußerer Geltung gelangen konnte, so verdankt er das nicht zuletzt seinem um ein



Jahr älteren Bruder Karl Walser (1877—1943), mit dem er damals auf das Innigste befreundet war. Keiner hat für seine lyrischen und erzählerischen Bücher reizvollere Illustrationen und Einbände entworfen als dieser spielerisch-impressionistische Maler, der vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges in Berlin als der zauberhafteste Bühnenmaler gegolten hat.

Das beifällige Echo, das Robert Walsers dichterische Bemühungen damals gefunden haben, machte ihn aber nicht in der Erkenntnis irrig, daß ein Leben in Armut, Bescheidenheit und Stille für eine künstlerische Natur das angemessenste Leben ist. «Ich kann das Karrièremachen in Gottes Namen nicht achten», bekräftigt er in den «Geschwister Tanner» und fährt fort: «Ich liebe das Gefährliche, das Abgründige, Schwebende und Nichtkontrollierbare». Nur oberflächliche Leser können ihn zum nachromantischen Nachzügler von Eichendorffs «Taugenichts» degradieren. Wohl läßt sich kaum ein passionierterer Spaziergänger vorstellen als ihn, und leicht ist es, sich von diesem Junggesellen ein Bild als vagabundierendem Träumer und naivem Weltbetrachter zu machen. Aber ebenso charakteristisch sind für ihn die Züge tiefer Melancholie und unheimlicher Dämonie, denen als Kontraste völlig nüchterne Prosastellen und Perioden schrulliger Selbstverspottung gegenüberstehen. Seinen Hang zu witziger Ironie und seine helle Gescheitheit hat Robert Walser bestimmt von den appenzellischen Vorfahren geerbt, auch eine gewisse Neigung zu erzieherischen, oft sententiös zugespitzten Betrachtungen, wie sie vermutlich schon die Pfarrherren Walser in ihre Predigten und der von fanatischer Gerechtigkeitsliebe erfüllte Redaktor J. U. Walser in seine Kampfartikel eingeflochten haben.

Dieser Schriftsteller, der sich nicht originell zu geben brauchte, weil er seiner ganzen Anlage nach schon ein Original war, hat bald nach Erscheinen seines ersten Prosabändchens — «Fritz Kochers Aufsätze» (1904), die einem frühverstorbenen Gymnasiasten in die Feder gelegt sind — die Bewunderung anderer, in der Publikumswirkung erfolgreicherer Schriftsteller wie Christian Morgenstern, Franz Kafka, Hugo von Hofmannsthal, Hermann Hesse und Stefan Zweig gefunden. Es entzückte sie nicht allein seine reine Sprachmelodie, sondern auch die Grazie, in der er mit seinen Fantasiefiguren wie Kinder mit Puppen oder mit Zinnsoldaten spielt. Wie er unvermutet vom Scherz zum Ernst springt, von schwärmerischer Poesie zu nüchterner Sachlichkeit, von grundgescheiten Lebenseinsichten zu artistischen Satzgirlanden, das ist so einmalig walserisch, daß er kaum einen Nachahmer gefunden hat. Nicht selten kommt es vor, daß er sich selbstironisch auf die eigenen Finger klopft oder Beifall klatscht: «Nicht wahr, ich dichte hier verblüffend trocken?» und fragt: «Schrieb je ein Schriftsteller so aufs Ge-

ratewohl?» Ein Satz wie «Der Hof liegt verlassen wie eine vier-eckige Ewigkeit da» oder das Bild von «Europas schneeiger Pelzboa», das Walser für die Schweiz gebraucht hat, sowie die drollige Bemerkung, daß die Rührstück-Verfasserin Charlotte Birch-Pfeiffer «wie ein bewegliches Hektoliterfaß daherstürmte», konnte einen derart anspruchsvollen Leser, wie Franz Kafka einer war, geradezu in Ekstase versetzen. Robert Walser aber hat vom Applaus seiner Kollegen kaum Notiz genommen. So wie er sich immer bemüht hat, das Überhöhte zu erniedrigen und das Geringe, Unscheinbare zu erhöhen, so empfand er es auch unziemlich, daß von den Schreibkünsten soviel Wesens gemacht wird, «denn ein Dichter sein bedeutet doch nun einmal nichts Geringeres und Geschätzteres zu sein als das denkbar unnütze, unbrauchbarste Möbel». Mit krankhafter Scheu hat er es vermieden, das Gespräch auf die eigene Produktion und die eigene Person zu bringen. Er hatte zwar nichts dagegen, daß ich seit 1953 seine «Dichtungen in Prosa» in Einzelbändchen herausgab (bisher sind davon als Band I «Aufsätze und Dichtungen», als Band II «Unveröffentlichte Prosadichtungen» und als Band III «Der Gehülfe» erschienen); aber er hat von ihrem Erscheinen und von den Honorareingängen nur trocken Kenntnis genommen.

Das Bedürfnis, sich vom modernen Massenbetrieb und von dem kopflos durch die Welt brausenden Motorentypus der Jetztzeit zu distanzieren, hat ihn schon in der Jugend, als er noch als Angestellter der «Schreibstube für Stellenlose» in Zürich die schlimmsten Hungerwochen zu überstehen versuchte, zum Vierzeiler veranlaßt:

«Ich mache meinen Gang;  
Der führt ein Stückchen weit  
Und heim; dann ohne Klang  
Und Wort bin ich beiseit».

Auch auf den unzähligen Wanderungen, die ich mit ihm während des letzten Vierteljahrhunderts durch die Ostschweiz gemacht habe, schlug er mit Vorliebe irgendwelche Seitenwege in dämmerige Wälder und stillverträumte Wiesen oder Äcker ein, um schließlich in einer einfachen Wirtsstube einzukehren. Die appenzellische Hügellandschaft war ihm besonders lieb, so daß wir vom Säntis und Gäbris bis zu den Kuppen des Toggenburgs durch Schnee und Regen, Sommerhitze und Nebel stundenlang ohne Halt wie junge Pferde durch die Landschaft getrabt sind. Nicht selten legten wir an einem Vor- und Nachmittag vierzig oder fünfzig Kilometer zurück. Wir erzählten uns dabei mit Genuß von den Grenzwachtdiensten, die Robert Walser im Füsilierbataillon 134 geleistet hat. Uns beiden erschien die obligatorische Militärdienstpflicht als notwendiges Mittel zur demo-

kratischen Erziehung und zur Ausglei chung der Klassengegen sätze. «Soviel ich einzusehen vermag», heißt es in einem seiner Prosastücke, «gibt es für uns Menschenvolk zwei Hauptsäch lichkeiten: Pflichterfüllung und Freude». Diesen Leitsternen ist er, auf seine stille Art als ein Dichter gefolgt, von dem Her mann Hesse schrieb: «Hätte er hunderttausend Leser, so wäre die Welt besser».

---

## **Dr. Albert Rechsteiner**

(1880—1956)

Von Dr. iur. *Raymond Broger*, Appenzell

Am 20. September 1956 ging Dr. Albert Rechsteiner in die ewige Ruhe ein. Ein bewegliches und rastloses Erdendasein fand damit sein Ende und gleichzeitig schwand ein markanter Ver treter der alten Garde. — Am 13. April 1880 ist Albert Rechstei ner im Rinkenbach, bei Appenzell geboren worden. Sein Vater war der letzte Hauptmann der Gontnerrhode unter der alten Ver fassung, wo die Rhoden noch die Stellung der heutigen Bezirke einnahmen. Mit 10 Jahren war Albert Rechsteiner Vollwaise, doch waren genügend Mittel vorhanden, um den geweckten, lebens frischen und vielfältig interessierten Jüngling ins Studium schik ken zu können. Nach der Primarschule besuchte Albert Rechstei ner das Kollegium der Benediktiner in Sarnen. Sein Temperament machte ihn beliebt und half mit, schon im Kollegium Freundschaften fürs Leben zu begründen. Von Sarnen gings den Stu dienweg nach Freiburg im Üchtland und dann an die Universi tät München. Den jungen, von Haus aus volksverbundenen Juri sten fesselten vor allem die volkstümlichen, germanischen Rechts auffassungen, die seiner lebendig-anschaulichen Art entgegen kamen und in denen er die Übereinstimmung mit den heimischen Rechtsgebräuchen fand. Denn von Anfang an war es für Albert Rechsteiner typisch, daß er bei allen allgemeinen und großen Fragen stets wieder zu den engern Kreisen der Heimat zurückkehrte. Zuerst fühlte er sich immer als Appenzeller und erst da durch als Eidgenosse. Als echter Föderalist sah er alles Bestän dige im lokalen Boden der Heimat verwurzelt, und so hegte er auch für das Urwüchsige und Ursprüngliche eine natürliche Nei gung. Ursprünglich und urwüchsig war er ja auch selber, das «Wichtig tun» war ihm zeitlebens ein Greuel und bei all seiner gu-





*Robert Walser*

Photo Carl Seelig